

Begegnung mit dem Baum

Im ganzen Land öffnen „Wildnisschulen“ für verkopfte Städter. Selbstversuch bei einem kritikwürdigen Trend.

Von Max Florian Kühlem

O kay, ich gehe also in den Wald und suche mir einen Baum. Ich soll mich leiten lassen, rufen lassen, einer inneren Eingebung folgen. Ich soll dem Baum, den ich schließlich finde, begegnen wie einem echten, lebendigen Gegenüber – das heißt ungefähr so, wie ich auch einem Menschen begegnen würde. Ich soll mich fragen: Was ist das für ein Wesen? Was hat es für einen Charakter? Welche Erlebnisse haben womöglich zu welcher „Biografie“, zu was für einem Ausdruck oder Wachstum geführt? Kann ich mich in den Baum einfühlen? Ich darf dabei gerne nackt sein, hat meine Wildnis-Lehrerin gesagt.

Natürlich hat das zu Aufruhr in der Gruppe geführt, bei einigen mehr, bei anderen weniger. Nackt im Wald an einem Baum stehen – warum das? Die Sache ist nur: Lehrer in der Wildnis-Pädagogik geben ungern einfache Antworten. Sie sagen Ungefähres wie: „Wenn man nicht in Kleidung gehüllt ist, spürt man vielleicht mehr...“ Tatsächlich erzählen später einige Teilnehmer, dass sie sich ihrem Baum nackt genähert haben. FKK ist in Deutschland immerhin selbstverständlicher Teil der Kultur. Aber auch bekleidet konnte man eine Menge spüren. Eine ganze Menge mehr, als der Kopf des Journalisten, des geborenen Skeptikers, vermutet hätte: eine Verbindung.

Mein Baum ist eine Eiche, die am Rande eines Buchenwalds steht. Nach der Lektüre von Peter Wohllebens „Das geheime Leben der Bäume“ weiß ich, dass Eichen eine Zeit lang mit den Buchen Schritt halten können, die sie im Wachstum aber irgendwann überholen und dazu neigen, ein so dichtes Blätterdach zu entwickeln, dass darunter kein Licht mehr für andere Pflanzen übrig bleibt. Meine Eiche lebt wohl nur gut und im Licht, weil sie am Rande einer Schneise steht, die wahrscheinlich von Menschen für Wirtschaftszwecke genutzt wird. Außerdem hat sie einen riesigen Ast verloren, der jetzt von anderen Ästen gestützt in der Luft hängt. Die Eiche hat es in den vergangenen Jahren also sicher nicht leicht gehabt, aber das strahlt sie nicht aus. Sie tut, was ein Baum eben tut: das Beste aus den Umständen machen. Beharrlich wachsen. Standhaft sein. Ich kann mich an sie anlehnen. Jacke und Pullover habe ich ausgezogen, aber das T-Shirt angezogen.

Es hat vier Wochenenden gebraucht bis zu dieser Begegnung mit dem Baum. Vier von insgesamt sechs Wochenenden mit unterschiedlichen Schwerpunktthemen, so lange dauert die Weiterbildung in „Natur- und Wildnispädagogik I“ beim Anbieter Wildniswandern. Wildniswandern wurde im Jahr 2000 gegründet und ist damit eine

ältere der sogenannten Wildnisschulen in Deutschland. Ungefähr Mitte der Neunzigerjahre schwappte der in den Siebzigern und Achtzigern in den USA entstandene Trend nach Deutschland. Und er war noch nie so groß wie heute.

Während Corona rannten die Natur suchende Menschen den Schulen die Türen ein. Das Grün vor der Haustür oder am Rand der Städte war in der Zeit der Lockdowns oft die einzige Abwechslung in öden Tagesverläufen ohne kulturelles Freizeitangebot. Die einen gaben ordentlich Geld aus und rüsteten sich mit dicken Mountainbikes, E-Antrieb, Helm und Schutzbrille hoch, um durch den Wald zu brettern.

Die anderen gingen langsam spazieren und spürten, was wir verloren haben: Verbindung und Vertrauen zur lebendigen Welt, die uns umgibt. Das Leben mit den Jahreszeiten. Das mag nach plattesten Plattitüden klingen, aber gehen Sie doch mal mit einem Kind, das, sagen wir, in Berlin-Wedding aufgewachsen ist, nachts in den Wald. Wenn eine Maus oder ein Vogel durch Laub oder Gestrüpp rascheln, wird es möglicherweise panische Angst bekommen und zurück „nach drinnen, nach Hause“ wollen. Die Natur ist ihm kein Zuhause mehr. Der französische Schriftsteller Baptiste Morizot erzählt in seinem Buch „Philosophie der Wildnis“, dass ihm irgendwann bewusst wurde, wie problematisch der Anspruch „raus in die Natur gehen“ sei: Die Natur „ist jenes Gebiet, das man ausbeutet oder was man als Wanderer durchschreitet, aber sie ist kein Ort, an dem man ‚wohnt‘, auf keinen Fall, denn sie scheint ja immer ‚draußen‘ zu sein. Die Welt der Menschen hingegen zeichnet sich genau dadurch aus, dass sie sich ‚drinnen‘ befindet.“

Aber die Sehnsucht nach diesem unbestimmten „Draußen“, nach einem Zuhause in der Natur floriert offenbar. Vielleicht weil Menschen spüren, dass das Ausbeutungsverhältnis zu krasse Formen angenommen hat, dass der Behaglichkeit der Innenräume das Wilde abgeht, das Spontane, Frische, Lebendige – oder, um mit dem Soziologen Hartmut Rosa zu sprechen: das Unverfügbare, das eine tiefe Resonanz Erfahrung bietet. Kurse in Wildnis- und Naturpädagogik verbuchen immer mehr Teilnehmer, nicht wenige eröffnen danach selbst Wildnisschulen, die es mittlerweile in allen Ecken des Landes gibt. Um die hundert müssen es sein, eine klare Zahl ist schwer herauszubekommen, weil der Be-

griff nicht geschützt ist, viele neue Anbieter noch unter dem überregionalen Radar laufen und wildnispädagogische Angebote oft auch im Rahmen anderer Träger zu finden sind.

„Das Sprießen der Wildnisschulen sehe ich sehr kritisch“, sagt Ines Collmer, die seit vielen Jahren Kurse und Weiterbildungen bei Wildniswandern leitet. „Es braucht mehr, um einen Menschen in der Natur zu begleiten, als nur an einer Weiterbildung teilgenommen zu haben, vielleicht sogar bloß online. Es braucht eine persönliche Reife als Ausbilder, Wachstum und Erfahrung. Das kann man nicht beschleunigen.“

Collmer ist Berufsmusikerin, spielt Geige im Orchester. „Als alleinerziehende Mutter bin ich den wildnispädagogischen Weg von selbst gegangen und dann erst darauf gestoßen, dass es etwas gibt, das so heißt. Eigentlich war das Bedürfnis: Mein Kind, die nächste Generation, so aufwachsen zu lassen: draußen, mit den natürlichen Regeln, die manchmal anders sind als unsere gesellschaftlichen, wo es etwa heißt, dass man sich nicht dreckig machen soll.“

Dreckig macht man sich schon beim ersten Wochenende der Weiterbildung in der Eifel, verbringt Zeit entweder draußen im Wald oder für Theorie-Input auf einer Lichtung um ein Feuer. Hier werden auch alle Mahlzeiten gekocht und eingenommen. Einige schlafen im Matratzenlager einer Pfadfinderhütte, aber die meisten, auch wenn die Temperaturen nachts noch um den Gefrierpunkt schwanken, schon draußen im Zelt oder mit teurem Schlafsack in einer Hängematte unter einem Tarp – also einem gespannten Dach.

Grundübungen für die Naturverbindung sind: der Eulen- oder Weitwinkelaussicht, das unfokussierte Schauen, das wunderbarerweise kleinste Bewegung in einem großen Radius erkennen lässt. Und der vorsichtige Fuchsgang, bei dem der Fuß mit dem Rand zuerst aufgesetzt wird, möglichst ohne ein Geräusch zu verursachen. Das schult eine große Achtsamkeit für den Untergrund. Es geht in der Wildnispädagogik nicht um Wissensvermittlung, wie man sie hier in der Schule kennengelernt hat. Es geht um Mentoring, also begleitetes Selbst Erkunden und -Spüren. Das kann so aussehen: Alle Teilnehmer bekommen die Augen verbunden und stehen an unterschiedlichen Stellen im Wald. Die

Mentorin begibt sich in einige Entfernung und beginnt, eine Trommel zu schlagen. Schaffen wir es, sie mit verbundenen Augen zu finden? Der Weg, der wahrscheinlich nur zehn Minuten dauert, lehrt überraschend viel: Wie sehr wir uns bei der Orientierung sonst auf unseren Sehsinn verlassen. Wie viele Eindrücke aber auch Hör- und Tastsinn vermitteln: Die Füße spüren, dass der Waldboden alle paar Meter anders beschaffen ist, mal moosbewachsen weich, mal federnd und knisternd mit Nadeln bedeckt, mal stachelig und widerborstig, fast undurchdringlich von Brombeeren bewachsen.

Hat die Mentorin mehrmals den Platz gewechselt, um ihre Teilnehmer zu verwirren? Bis zum Ende der Ausbildung wird sie zu dieser Frage beharrlich schweigen.

„Der Begriff Wildnispädagogik wurde in Deutschland entwickelt und etabliert und wird nirgendwo anders benutzt“, sagt Paul Wernicke, der in Brandenburg, nur eine Autostunde von Berlin entfernt, die Wildnisschule Hoher Fläming aufgebaut hat. „Ich nutze dieses Label, will aber mitwirken, die Szene aus sich heraus zu erneuern. Sie ist jetzt 30 Jahre alt und etwas konservativ und spießig geworden.“ Wernicke zeigt sein kritisches Bewusstsein auch deshalb immer offener, weil immer wieder Teilnehmer seine Kurse verließen. Sie konnten oder wollten sich mit bestimmten Aspekten der Lehre nicht identifizieren. Sie fanden, das sei „kulturelle Aneignung“.

Um diese Diskussion zu verstehen, muss man sich mit den aus den USA stammenden Grundlagen der Wildnispädagogik beschäftigen, die dort einfach „Natur-Verbindung“ heißt. Jon Young, einer der Gründer der Bewegung, beschreibt sich selbst als „Mentor für tiefe Verbundenheit mit der Natur, Wildtier-Tracker, Friedensstifter, Autor, Workshop-Leiter, Berater, Inspirations-Redner und Geschichtenerzähler.“ Als Zehnjähriger begegnete er in New Jersey dem 21-jährigen Tom Brown, der ihn mit merkwürdigen Fragen löcherle: Ob er auch diesen Vogel da vorne im Gebüsch gesehen habe, mit dem Ding im Schnabel, ob das Gebüsch nicht überhaupt auffällig sei?

Tom Brown wendete damit das sogenannte Kojote-Teaching an. Der Kojote, über den es viele Geschichten gibt, ist eine Art Trickser-Figur, die ihre Schüler mit überraschenden Einfällen und eben auch „Tricks“ dazu bringt, selber Erfahrungen zu machen, einen Resonanzraum in sich zu eröffnen, eigenen Fragen nachzugehen. Brown, der im vergangenen Jahr gestorben ist, erklärte, dass er solch eine Ausbildung selbst als kleiner Junge genossen hatte – durch einen Freund seines Großvaters, einen meisterhaften Fährtensucher-Scout eines Volks amerikanischer Ureinwohner: Stalking Wolf („Pirschender Wolf“).

Das große Missverständnis ist nun, dass wildnispädagogische Angebote „die Lehre der amerikanischen Ureinwohner“ vermitteln. Das wäre eine falsche Generalisierung. Paul Wernickes Wildnisschule Hoher Fläming hat dem Thema sogar eine eigene Abteilung auf ihrer Homepage gewidmet, „Wildnis kontrovers“, und informiert dort: „Wir distanzieren uns deutlich von der Übernahme kultureller Praktiken und Objekte oder der Vortäuschung eines Autoritätsarguments, im Sinne längst überholter und inakzeptabler Sätze wie: „Schon die alten Indianer haben gesagt...!“

Es geht darum, eine Verbindung zu spüren

Mittlerweile werden sogar wissenschaftliche Arbeiten darüber geschrieben, ob es in der Wildnispädagogik eine offene Flanke in Richtung rechter Ideologien gibt, ob von der romantischen Verklärung der Natur oder „Wildnis“ ein Weg zum menschenverachtenden Denken führt. Die eigene Erfahrung mit der Weiterbildung hat gezeigt, dass das Gegenteil der Fall ist: Es geht im Kern immer darum, Verbindung zu spüren – dass alle Menschen Teil eines großen, lebendigen Ganzen sind, eines schützenswerten Ökosystems, das ihre Lebensgrundlage darstellt.

In diesem Denkgebäude ist eigentlich kein Platz für Intoleranz, Diskriminierung oder Rassismus. Aber natürlich gibt es unreflektierte Lehrende, die mit klassischen Geschlechterrollen operieren, von „Indianern“ oder „Buschmännern“ sprechen, morgens beim Räucheritual unklaren Ursprungs Lieder anstimmen, von denen niemand weiß, welcher Tradition sie entstammen. Da hilft es dann, einmal nachzuhaken – und das wird auch getan. „Ein Grundbaustein unserer Lehre ist, zu verstehen, dass Menschen unterschiedlich sind, unterschiedliche Werte und Bedürfnisse haben. Dass es darum geht, zuzuhören und einen Konsens zu schaffen“, sagt Leiterin Ines Collmer.

Eine Art Konsens sieht so aus: Mindestens die Hälfte der Gruppenmitglieder in der Weiterbildung „Natur- und Wildnispädagogik I“ erklären beim Abschlusskreis am Feuer, dass sie sich gerade in einer existenziellen oder zumindest beruflichen Krise befänden. Dass sie ihren Job gekündigt hätten und nun etwas ganz anderes tun wollten, einmal aus dem „Hamsterrad“ aussteigen. Aber die Antwort auf unser krankendes Naturverhältnis kann doch auch nicht sein, dass wir wieder mit Medizinbeuteln, Wildkräutersalat und Wurfhölzern im Wald leben – wovon einige in der Runde träumen. Häuser und Handys haben durchaus Vorteile. Und es gibt sicher Wege, weiterhin mit den Errungenschaften der Zivilisation zu leben – aber als Teil der Natur und nicht bloß von ihr.

Süddeutsche Zeitung 28/29 Mai 2025